

## „Das Gespräch mit den Daheim-Geblienen: Briefe aus Japan“

Uta Schaffers

Es gibt die verschiedensten Motive und Interessen, sich heute der Lektüre oder der Auswertung privater Briefe zuzuwenden, die Männer und Frauen vor rund 120 Jahren aus Japan nach Deutschland sandten: Das kulturhistorische Interesse wird sich auf das Verhältnis Deutschland – Japan richten; die Zeugnisse können als Quellen der Erforschung japanischer und deutscher sowie der gemeinsamen Geschichte herangezogen werden. Insbesondere Briefsammlungen, die über einen längeren Zeitraum hinweg entstanden, können exemplarisch auf mögliche Migrations- und Akkulturationsprozesse hin befragt werden: Aus welchen Gründen begeben sich Menschen aus der Heimat in die Fremde, wie gestaltet sich das Einleben dort, können generalisierbare Aussagen über bestimmte Phasen der Auseinandersetzung mit der anderen Kultur gemacht werden? Manchmal treibt uns auch einfach die Neugierde, die auf einer persönlichen Erfahrung gründet: Wie erging es eigentlich den Männern und Frauen damals, als sie nach Japan kamen, um dort für einen längeren Zeitraum zu leben? Machten sie ähnliche Erfahrungen wie wir heute oder trennt uns die historische Distanz von den gemachten und / oder kommunizierten Erfahrungen? Wir suchen dann nach Übereinstimmungen und Differenzen zu etwaigen eigenen Erfahrungen als ‚Deutsche in Japan‘.

Abgesehen von dieser privaten Neugierde, habe ich mich den Briefen aus der ‚Fremde Japan‘<sup>1</sup> in die ‚Heimat Deutschland‘ mit einer Fragestellung zugewandt, die eher literaturwissenschaftlichen Ursprungs ist: Welchen Raum eröffnet eigentlich die Textsorte *Privater Brief* den Schreibenden, ihre Erfahrungen, die sie in der ihnen fremden Kultur machen, den Daheim-Geblienen mitzuteilen? Jede Textsorte gibt Möglichkeiten und Grenzen der

<sup>1</sup> Eine eingehende Betrachtung des Begriffs *Fremd / Fremde*, die die Kategorie Fremdheit insgesamt als ein ‚Interpretament der Andersheit‘ und eine Zuschreibung durch das Subjekt zeigt, kann aufgrund des begrenzten Raums leider nicht geleistet werden. Im Folgenden soll auf eine besondere Kennzeichnung, die den Konstruktionscharakter des Begriffs markieren würde, weitgehend verzichtet werden.

Mitteilung und Gestaltung vor, die konstituiert sind durch die historisch gebundenen und ausgeprägten Spezifika des Mediums sowie durch die jeweilige Nutzung des Mediums durch die Schreibenden. Die Normen und die Funktionen der Textgestaltung bestimmen im jeweiligen historischen Moment, *was* gesagt werden kann und *wie* es gesagt werden kann, oder, wie Michail Bachtin (1979) es ausdrückt: „Mit den einzelnen Momenten der Sprache verbindet sich das spezifische Aroma der jeweiligen Gattungen: sie verwachsen mit den spezifischen Standpunkten, Vorgehensweisen, Denkformen, mit den Nuancen und Akzenten der jeweiligen Gattungen.“ (ebd., S. 180f.) Dieses „Aroma“ der einzelnen Gattungen kann den Inhalt des Dargestellten oder die Qualität der Aussage sehr verändern, wie kurz an einem Beispiel illustriert werden soll. Der impressionistische Dichter Max Dauthendey (1867-1918) kam im Verlauf seiner ersten Weltreise am 23. April 1906 in Japan an und reiste von dort einen Monat später, am 24. Mai, in Richtung Amerika wieder ab. Die Reise Dauthendey's gehörte zu den sogenannten ‚Cookparties‘, einer organisierten Ostasien-Gesellschaftsreise der Agentur Cook. Sein kurzer Aufenthalt in Japan, die am Ende des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts herrschende Asienbegeisterung sowie der Japonismus in Kunst und Literatur inspirierten Dauthendey u. a. zu einem seiner berühmtesten Werke, der Novellensammlung *Die acht Gesichter am Biwasee* (1911). Des Weiteren hat er seine Erlebnisse in der Reisebeschreibung *Die geflügelte Erde. Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere* (1910) verarbeitet, ein episches Gedicht in freien Langzeilen, das autobiographische Züge enthält und stark exotisierend die Stationen seiner Weltreise ‚besingt‘. Im Verlauf seiner Reise schrieb Max Dauthendey außerdem zahlreiche Briefe an seine Frau, Annie Dauthendey, die im Jahr 1930 in dem Band *Mich ruft dein Bild* veröffentlicht wurden. In einem dieser Briefe schildert er seiner Frau einige seiner ersten Eindrücke von Japan:

„Kioto, Kiotohotel, 27. April 1906. Süße liebe Mietze, weiße feine Whitecow, der feine Regen draußen ist so lieb wie deine lieben Gedanken, die ich auf mich zeitlebens niederrieseln fühle. [...] Ich war in Kobe und in Nagasaki und in Osaka und heute in Kioto in kleinen Privatgärtchen der Kaufleute, die wir besuchten, und jedes Gärtchen ist so niedlich und doch so kräftig gediegen. [...] Sonst aber finde ich die Städte hier alle ebenso grau und müde wie bei uns, vielleicht sind die feinen Japaner im Herzen noch viel, viel, viel müder als unsere müdesten Großstadtleute; [...]. Wenn ich nicht Japan in der Erinnerung hätte, wie es aus der Ferne zu Hause auf mich immer so schön wirkte, könnte ich es jetzt beinah langweilig und traurig nennen. Es ist so leise, daß man sich umsieht, wo eigentlich Japan ist, und so farblos, daß man enttäuscht wie in einem grauen Nebel von Norddeutschland zu leben scheint. Ich muß noch abwarten, bis ich mich nach ein paar Tagen an den Norden gewöhnt

habe. [...] Auf den Straßen sind alle grau und dunkel, bescheiden wie Mäuse, nur die Kinder, die noch nicht laufen können, stecken in lustigen Farben voll Blumen und Tieren und mit Gold gestickt. Für meinen Geschmack sehen mir alle Japaner zu irdisch aus. Keiner hat die himmlische offene Lebensfreude der Chinesen im Auge und nicht die feurige, unergründliche Augenkraft der Inder.“ (Dauthendey [1906] 1930, S. 145-147)

Obleich Dauthendey mit der Zeit seine Begeisterung für das Land (wieder-) entdeckte, ist in seinen privaten Briefen doch an vielen Stellen auch eine ‚Erwartungsenttäuschung‘ ablesbar, die er in der unmittelbaren Begegnung mit Japan, dem Sehnsuchtsraum vieler europäischer Literaten und Künstler, offenbar empfand. In der lyrischen Reisebeschreibung von 1910, in der er auch seine Erlebnisse in Japan nachdichtete, findet Dauthendey dann zu folgender Charakterisierung ‚der Japaner‘:

“... Mir erschienen die Japaner von allen Erdwesen die, / Welche auserlesen und voller Ehrgeiz dem Reiz einer peinlichst geordneten Weltseele dienen, und sie sind alle ihr Leben lang zum Wettstreit bereit / In der Unterwürfigkeit vor des Allebens Hoheit. Jedes echten edlen Japaners Ich ist das All. Dem All allein gilt sein Dasein wie ein einziger unendlicher Fußball. [...] Aber aus dem Japaner strahlt ein unsichtbares Lächeln, das sich wie die reine Luft am Morgen ihren Weg schafft, [...] Die Seelenaugen der Japaner stehlen sich zu den zarten Blumenfiguren des Feldes, zu den Wäldern und Landschaften hin, / Sie gehen auf darin in der Spur der Natur, in einer lächelnden Luft am friedlichsten Sinn; ein Grashalm, der eine Mücke wiegt, / Gibt jedem Japaner ein Lebensstück, bei dem sein demütig Auge angeregt still liegt. Und die beschauliche Stille wird ihm zu seiner Seligkeit die Brücke.“ (Dauthendey 1910, S. 294)

Hier ist nun nichts mehr davon zu spüren, daß er „den Japaner“ als „zu irdisch“ empfand, im Gegenteil: „Jedes echten edlen Japaners Ich ist das All“. Die Bearbeitung des Erlebten im Rahmen einer Reisebeschreibung als öffentlicher (literarischer) Text konstruiert das Erleben im Sinne einer bestimmten stilistischen und inhaltlichen Gesamtkonzeption neu: Es wird nun unter einem Gesichtspunkt gedeutet, von dem aus den vergangenen und verblaßten (oder: blassen?) Eindrücken frische Farben aufgetragen werden. In dem epischen Langgedicht Max Dauthendeys wird dessen Lebensphilosophie zu einem wichtigen Ausgangspunkt der idealisierenden Konzeption der Darstellung. Dies führt u. a. dazu, daß die *Müdigkeit* der Menschen, der leise, farblose, graue Wahrnehmungseindruck, den er im oben zitierten Brief

beschreibt, so umgedeutet wird, daß er mit den exotistischen Sehnsuchtsbildern der lesenden Öffentlichkeit (sowie denen des Autors) kompatibel bleibt.

Brief oder lyrische Reisebeschreibung, privater oder öffentlicher Text, Bericht oder literarisierende Ausgestaltung – bei der Transformation von Erlebnissen in Sprache, d. h. in der Verschriftlichung im Rahmen einer bestimmten Form, kommt es zu bedeutungszuweisenden und gestaltenden Prozessen, die einer wie auch immer gearteten Erfahrung ein spezifisches „Aroma“, manchmal eine gänzlich andere Qualität verleihen.<sup>2</sup> So sind es im Folgenden auch nicht die jeweiligen Erfahrung oder Geschehnisse selbst, die bei der Beschäftigung mit den Briefzeugnissen im Mittelpunkt des Interesses stehen,<sup>3</sup> sondern der Rahmen, den die Textsorte vorgibt (vgl. *Private Briefe aus der Fremde*) und die Ausgestaltung des Rahmens durch die jeweiligen Schreibenden (vgl. *Gespräche mit den Daheim-Gebliebenen*). Der hier vorliegende Artikel kann nur einzelne Ergebnisse einer größer angelegten Untersuchung zur Darstellung bringen, weshalb einige Aspekte lediglich kurz angesprochen werden oder auf manches ganz verzichtet werden muß. Es soll aber noch kurz darauf hingewiesen werden, daß die untersuchten Briefe insgesamt als Mittel zur Verbindung und Kommunikation mit den Adressaten und damit mit der so empfundenen Heimat, als autobiographisches Dokument und Lebenskommentar sowie als Mitteilungen aus und über die ‚Fremde Japan‘ und die damit verbundenen Diskurse gelesen und befragt werden. Alle hier zugrunde gelegten Briefsammlungen geben Einblicke in Prozesse der Fremderfahrung, der Fremdstellung von Neuem, Unvertrautem und der Fremdwerdung von Vertrautem, was die Relationalität der Kategorie *Fremd* (die Zuschreibung *fremd* als subjektiver Ausdruck einer Beziehung und nicht als Merkmal einer Person, Kultur, Situation ...) sehr anschaulich werden läßt. Somit müssen sie auch als schriftliche Be- und Verarbeitung einer Fremderfahrung, also als subjektiver Spiegel einer spezifischen Erfahrungssituation, betrachtet werden.

Im folgenden ersten Teil des Artikels möchte ich kurz die Schreibenden vorstellen, auf deren umfangreichen Fundus an Briefen ich für meine Untersuchung zurückgreifen konnte.

<sup>2</sup> Dies gilt auch für sogenannte ‚Informationstexte‘, wie etwa Forschungsberichte oder Reiseführer sowie Texte zur Landeskunde und ethnographische Monographien, in denen narrative Strukturen, tropische Rede und tradierte Topoi nachgewiesen werden können. Clifford Geertz (1999<sup>6</sup>) zeigte z. B. mit seinem Konzept der ‚Dichten Beschreibung‘, daß die ethnographische Beschreibung der erfaßten Phänomene (oder das Niederschreiben des Diskurses) über ein reines Festhalten des Beobachteten weit hinausgeht und immer Dimensionen der Deutung und somit der Bedeutungskonstruktion enthält.

<sup>3</sup> Schon die Wahrnehmungen und Erfahrungen sind bereits durch individuelle und kollektive Archive vorstrukturiert. Auf diesen wichtigen und interessanten Aspekt, der insbesondere in Zusammenhang mit sogenannten ‚Fremdwahrnehmungen und -erfahrungen‘ von Relevanz ist, kann hier leider nicht weiter eingegangen werden.

## Als Fremde in der Fremde: Die Schreibenden

Als Quellenmaterial dienen die privaten und posthum veröffentlichten Briefsammlungen von Georg Michaelis (in Japan von 1885-1889), von Albert und Lina Mosse (in Japan von 1886-1889) sowie von Wilhelm und Emma Schultze (in Japan von 1879-1881). Keine dieser Personen schrieb ‚von Berufswegen‘. Es waren zwei Juristen, ein Arzt sowie zwei ‚Hausfrauen‘.



Abb.: Georg Michaelis

In der sorgfältig edierten, mit zahlreichen Hintergrundinformationen und Anmerkungen versehenen Herausgabe der schriftlichen Dokumente von **Georg Michaelis** (1857-1936), dem späteren Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten, aus dessen Jahren in Japan, wurden neben Tagebucheinträgen, diplomatischen Schriften und Abschriften von Zeitungsartikeln, auch 121 Privatbriefe von ihm, hauptsächlich an seine Mutter aber auch an Geschwister, veröffentlicht. Erschienen ist der Band im Jahr 2001 als eine Publikation der OAG Tōkyō, als Herausgeber zeichnet Bert Becker verantwortlich (vgl. auch die Besprechung des Bandes in den OAG NOTIZEN 01/2003, S. 24-26). Michaelis war mit seiner Mutter, die ihren Mann früh verlor und auf sich allein gestellt sieben Kinder aufziehen mußte, eng verbunden. Von väterlicher und mütterlicher Seite wurde er christlich erzogen, insbesondere die Erziehung der Mutter war sehr religiös und von großer Strenge. Die emotionale Nähe zur Mutter und ein Gefühl der Verantwortung für ihr Schicksal prägen die Briefe, die er an diese richtete und die stets sehr persönlich gehalten sind. Michaelis schrieb regelmäßig und achtete darauf, keinen Posttag zu versäumen. Seine Briefe dokumentieren seine Ansichten über Land und Leute, seine Erfahrungen, seine Entwicklung in dem fremden Land, Erlebnisse und Beziehungen innerhalb der deutschen Kolonie in Tōkyō und Yokohama sowie seine Kommentare zu den zeitpolitischen Geschehnissen in Deutschland und Japan.



Abb.: Albert Mosse

Die Briefe von **Albert und Lina Mosse** wurden 1995, ebenfalls als eine Publikation der OAG Tōkyō, von Shirō Ishii, Ernst Lokowandt und Yūkichi Sakai als „sehr wertvolle historische Quelle“ herausgegeben und mit einer umfangreichen Einleitung über Albert Mosses Lebenswerk und die Entwicklung des japanischen Rechts in der Meiji-Zeit versehen. Albert Mosse kam im Mai 1886 gemeinsam mit seiner Frau Lina (Carolina) und zwei Töchtern im Alter von zwei und einem Jahr in Yokohama an und nahm kurze

Zeit später seine Tätigkeit als beratender Jurist bei der japanischen Regierung in Tōkyō auf. Die Familie blieb bis 1889 in Japan, während dieser Zeit wurden noch zwei Söhne geboren. Die Briefe der Eheleute Mosse sind an die große und vielfach verzweigte Familie in Deutschland gerichtet und sind in einem unterhaltsamen, humorvollen und einfühlsamen Ton geschrieben; sie gewähren einen interessanten Einblick in das Leben der Familie und ihre Jahre in Japan. Die Schreiben sind einerseits geprägt von Privatem wie Alltagssorgen, Krankheiten, Kindern etc., andererseits handeln sie von Mosses Tätigkeit als Berater, von der gesellschaftlichen und politischen Situation in Japan sowie den fremden Sitten und Gebräuchen. Aus den Briefen ist eine ausgesprochen starke Verbindung mit der Familie ablesbar. Da sie jüdischen Glaubens sind, ist ihr Verhältnis zu Deutschland durch den damals herrschenden Antisemitismus stark getrübt. So entbehren sie weniger die Heimat, die sich ihnen als zweifelhaft darstellt, als vielmehr die Familie. Aufgrund ihres jüdischen Glaubens wird den Mosses auch ein Heimisch-werden in der deutschen Kolonie in Japan erschwert, in der ebenfalls antisemitische Strömungen spürbar sind. Aufgrund dessen sind sie in mehrfacher Hinsicht ‚Fremde‘, da sie von den Angehörigen der eigenen Nation aufgrund des latenten oder offenen Antisemitismus weder in Deutschland, noch in der deutschen Gemeinde in Japan, zufriedenstellend integriert sind. So offenbaren auch die Briefe von Georg Michaelis einen unverhohlenen, politisch und religiös motivierten Antisemitismus, der sich auch gegen seinen Kollegen Albert Mosse richtet, der zudem andere politische Ziele in Japan verfolgte als Michaelis selbst. Die Äußerungen von Michaelis bewegen sich dabei im Rahmen des antisemitischen Diskurses des Deutschland des 19. Jahrhunderts.



Abb.: Emma & Wilhelm Schultze

Die Briefe von **Emma und Wilhelm Schultze** wurden 1980 von der Enkelin, Toska Heseckel, herausgegeben, die nach eigenen Aussagen von ihrem Vater ein abgegriffenes Lederetui erbt, „... in dem alle Briefe, nach Nummern geordnet, enthalten waren, die meine Großmutter in den Jahren 1878-81 aus Tokio an ihre Eltern in Berlin geschrieben hat.“ (Heseckel 1980, S. 11) Dr. Wilhelm Schultze bekam am 30.09.1874 einen Ruf an die Universität Tōkyō, am 20.12. desselben Jahres trat er seine Stelle an. Bei einem sogenannten „Heimaturlaub“ 1878 traf er Emma Wegschneider, vier Monate später war die Hochzeit und kurz darauf begann die gemeinsame, dreieinhalbjährige Zeit in Tōkyō. Während der Zeit in Japan wurden zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, geboren. Die Briefe sind hauptsächlich von Emma Schultze an ihre Familie gerichtet und von ausgesprochen privater und persönlicher Natur. Wilhelm Schultze schrieb einige wenige Briefe aus Pflichtgefühl, die

Korrespondenz gehörte offenbar mehr in den Aufgabenbereich seiner Frau. Emma Schultze ging als junge und noch recht unerfahrene Frau mit ihrem über zehn Jahre älteren Mann nach Japan; diese Situation prägt den Inhalt vieler Schreiben, die insbesondere von häuslichen Angelegenheiten berichten. Sie nahm ihr Leben in Japan sehr positiv gestimmt und mit viel Neugierde auf, entbehrte aber insbesondere den Rat und den Rückhalt ihrer Mutter schmerzlich und war auch die treibende Kraft, die die Rückkehr der Familie nach Deutschland durchsetzte.

### Private Briefe aus der Fremde

„Briefe zählen zu den unmittelbarsten Texten des Lebens.“ (Baumann 1980, S. 722)

Warum schreiben wir Briefe oder heute: E-Mails? Wir wollen uns mitteilen, Kontakt halten oder herstellen, Dinge klären oder erzählen, wir wollen etwas erreichen, uns aussprechen oder uns schreibend über etwas vergewissern. Mit Briefen machen wir auf uns aufmerksam, bringen uns in das Bewußtsein des anderen - Aufmerksamkeit ist in der heutigen medialen Umwelt eine mehr und mehr knappe Ressource, sie zu erhalten gehört aber nach wie vor zu den Grundbedürfnissen des Menschen. Reinhard Nikisch faßt diese und weitere Schreibenanlässe und -motive unter den drei Grundfunktionen des Briefeschreibens, *Informationsübermittlung*, *Appellieren*, *Selbst-Äußerung*, zusammen (vgl. Nikisch 1991, S. 13). Bei ‚Briefen aus der Fremde‘ gewinnen diese Grundfunktionen noch einmal eine besondere Qualität: Die *Informationsübermittlung* bezieht sich dann insbesondere auf als solche deklarierte Informationen über die andere Kultur sowie darüber, welches Alltagswissen in dieser Kultur notwendig ist, um in der fremden Lebenswelt zu bestehen. Manche der in den Briefen ausgetauschten Informationen sind für uns heute historisch interessant, etwa der Austausch über Vor- und Nachteile bestimmter Postwege oder welche vertrauten Nahrungs- und Genußmittel die Schreibenden so schmerzlich vermissen, da sie, wenn überhaupt, nur in Paketen aus der Heimat zu erhalten sind. Im Zusammenhang mit der *Selbstäußerung* geht es in den Briefen aus der Fremde meist weniger um Selbstbetrachtung und -reflektion. Viel dringender scheint das Bedürfnis, seine eigene Rolle und Stellung in Bezug auf die Daheim-Geblienen zu sichern und zu bewahren. Die Schreibenden bemühen sich zu verdeutlichen, daß der Aufenthalt in der Fremde sie keineswegs zu Fremden macht: Auch wenn sie viele neue Erfahrungen sammeln, die auch mitgeteilt werden – sie bleiben dennoch ‚dieselben‘. Die Briefe haben in dem Zusammenhang auch die Funktion, durch die redliche und

regelmäßige Mitteilung der alltäglichen Lebensumstände die Adressaten nicht nur daran teilhaben zu lassen, sondern diese schreibend auch zu einem Teil des Alltags zu machen. In diesem Sinne kann das Schreiben als Strategie gewertet werden, einer Gefährdung der Zugehörigkeit aktiv zu begegnen. Dies muß bedacht werden, wenn die Äußerungen über die andere Kultur, hier Japan, ins Blickfeld kommen: Die starke Polarisierung von ‚Eigenem‘ und ‚Fremdem‘, die in den hier untersuchten Briefen zum Ausdruck kommt, also die Fremdheitskonstruktionen im Zusammenhang mit der Beschreibung der anderen Kultur und ihrer Angehörigen, lassen sich u. a. auch darauf zurückführen. Diese Formen der Selbstäußerung haben natürlich auch stark *appellativen* Charakter, wie ja überhaupt die einzelnen Funktionen nicht klar voneinander zu trennen sind, sondern sich in jedem Brief neu konstituieren und mischen.

In allen hier zugrunde gelegten Briefzeugnissen wird noch eine weitere Funktion des Schreibens explizit verhandelt, die speziell an die Lebenssituation sowie die historische Situation des Schreibens gebunden ist: Die Briefe werden als aufhebenswerte *Chronik des Lebens in der Fremde* verstanden und streckenweise auch so konzipiert. Damit nun die Briefe als Chronik auch Bestand erhalten und im Nachhinein so genutzt werden können, wurden sie, neben der genauen Datums- und Ortsangabe, mit Nummern versehen. Die Nummerierung der Briefe hatte zudem den Vorteil, daß die Empfänger nachvollziehen konnten, ob ein Brief verloren gegangen war. Dies war insofern wichtig, als das Versäumnis eines Posttages immer mit Sorge und Unmut kommentiert wurde, der Verlust eines Briefes u. U. jedoch nicht in der Verantwortung der Schreibenden lag. Darüber hinaus konnte auf diese Weise der schnellste Postweg ermittelt werden. Die Empfänger wurden nun über die gewünschte Verwendung der Briefe instruiert:

„Dieser Brief soll nur Reise, Ankunft und den ungefähren Eindruck schildern. Im nächsten Briefe erzähle ich, was wir bis jetzt gethan und erlebt haben. [...] Nummeriert doch die Briefe bitte auch. [...] Ihr findet es hoffentlich nicht unbescheiden, wenn ich bitte, diese wenn auch nur kurze Beschreibung meiner ersten Reise in Japan mir aufzuheben, daß ich sie später mal wieder lesen kann und zu den Erinnerungen meines Lebens legen kann. Mündlich könnte ich natürlich viel besser von allem berichten und erzählen, aber ich hoffe, ihr habt nun eine Idee davon.“ (Schultze, Emma [1878] 1980, S. 47, 72)

Die Funktion, die diese Chronik für die Empfänger hat, besteht u. a. darin, am Leben der Familienmitglieder in der Ferne teilzunehmen, ihren Tagesablauf und den Alltag chronologisch mitzuvollziehen und dadurch die Illusion von Nähe zu erleben. Für die Schreibenden selbst, die die Chronik nicht im Verlauf ihres Entstehens, sondern zeitlich versetzt, als vergangenes, selbst erlebtes Geschehen

rezipieren, ist es die Spiegelung eines Stücks Geschichte des eigenen Lebens. Sie lesen nach ihrer Rückkehr ihre Briefe vor dem Hintergrund einer Erfahrung, die sich dann als Ganzes darstellt. Von diesem Erfahrungsstandpunkt aus werden u. U. alte Eindrücke und Gefühle neu belebt, aber sie werden im Moment des rückblickenden Lesens auch in ein Koordinatensystem eingeordnet, das von dem zeitlichen Verlauf, den gemachten Erfahrungen sowie von der eigenen Entwicklung bestimmt ist. Vor diesem Hintergrund wird das in den Briefen wiedergefundene eigene Erleben nun, aus der Distanz, anders bewertet. Eine Erfahrung, die Karoline von Günderode folgendermaßen beschrieben hat:

„Auch die wahrsten Briefe sind [...] nur Leichen, sie bezeichnen ein ihnen einwohnend gewesenes Leben und ob sie gleich dem Lebendigen ähnlich sehen, so ist doch der Moment ihres Lebens schon dahin: deswegen kommt es mir aber vor (wenn ich lese, was ich vor einiger Zeit geschrieben habe), als sähe ich mich im Sarg liegen und meine beiden Ichs starren sich ganz verwundert an.“ (Karoline von Günderode [1803] 1922, S. 210)

### Das Gespräch mit den Daheim-Geblienen

„Wenn er doch immer überlegen wollte, was die eigentliche Gesinnung des Schreibens ist, er würde einem fernen Bruder, der allein in der Fremde aller Liebe der Seinen persönlich entbehren muß, solchen Schmerz ersparen.“ (Michaelis [1886] 2001, S. 293)

Die Schreibenden formulieren in ihren Briefen vielfach ganz ausdrücklich die Sorge, die Verbindung mit Zuhause zu verlieren. Diese Angst, die sich auf die Beziehungssituation richtet, äußert sich in den Briefen der Frauen stärker als bei ihren Ehemännern, deren Erwägungen eher davon getragen sind, ob sich die berufliche Situation in der Heimat zu ihrer Zufriedenheit gestalten wird. Die Briefe, die aus der Heimat bei ihnen eintreffen, nehmen für die Frauen in diesem Kontext symbolischen Charakter an und werden als Zeichen für die Stärke und den Bestand der Bindung gewertet:

„Nikko d. 24.7.88 [...] Die Sehnsucht nach Euch, meine Geliebten, der Gedanke, daß die Kinder Euch so ganz fremd aufwachsen, Ihr garnicht unsere Freude an ihnen teilen könnt, daß auch wir den heimischen Verhältnissen je länger je mehr entfremdet werden, daß auch Euer Interesse an uns sich abschwächt, wie es sich durch die leider immer spärlicher werdenden Briefe dokumentiert, all das treibt mich unwiderstehlich nach Hause. (Mosse, Lina [1888] 1995, S. 376f.)

In dieser Situation bieten die Briefe die Möglichkeit, mit den Daheim-Geblienen in einen Dialog zu treten: „d. 10.5.87. Geliebte Eltern! Endlich komme ich heut mal wieder dazu, mit Euch gründlich zu plaudern.“ (Mosse, Lina [1887] 1995, S. 254). Wie hier Lina Mosse sind es vor allem die Briefeschreiberinnen, die explizit die Illusion der mündlichen Kommunikationssituation erschaffen. Diese ‚Gesprächssituation‘, die schreibend erst hergestellt werden muß, erfüllt im persönlichen Erleben wichtige Funktionen, über die sich die Schreiberinnen durchaus im Klaren sind: „Tokio d. 28.7.86. 3 Sannen-cho. Meine liebe Tante Bianka! [...] aber hier, wo sind alle meine Lieben? Ach, das Heimweh ist eine schreckliche Krankheit; ich will versuchen, ob vielleicht das Briefeschreiben ein Mittel dagegen ist.“ (Mosse, Lina [1886] 1995, S. 163). Die Illusion der direkten Kommunikation, des Gesprächs, kann jedoch nicht lange aufrecht erhalten werden. Gerade die schriftliche Fixierung eines Redeaktes, die ein Brief bis zu einem gewissen Grad darstellt, die Übersendung an den Adressaten sowie die Zeitspanne, die bis zu einer etwaigen Antwort verstreicht, kennzeichnen den sogenannten ‚brieftypischen Phasenverzug‘. Dieser wurde von den beteiligten Kommunikationspartnern oft als sehr schmerzhaft empfunden, zumal es sich bei der Briefbeförderung von Japan nach Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts immer um einen mehrwöchigen Phasenverzug handelte:

„Tokio d. 20. Juli 1878 [...] Daß die Briefe so lange gehen, ist ja nicht meine Schuld, aber es ist doch recht schwer. Wenn ich denke, daß Du erst im September diese Zeilen liest, ferner daß wenn Ihr erst nach Empfang unseres Telegramms hierher geschrieben habt, ich noch 4 Wochen warten muß, so kommt mir das schrecklich vor.“ (Schultze, Emma [1878] 1980, S. 53)

Das Handicap, das der brieftypische Phasenverzug bedeuten kann, wird aber auch oft mit Bedacht als Freiraum genutzt, z. B. wenn es darum geht, etwaige antizipierte Ansprüche in der Distanz zu halten oder Dinge ‚auszusprechen‘ - niederzuschreiben -, die in der direkten Kommunikation von Angesicht zu Angesicht nicht oder nur schwer hätten geäußert werden können.

Im Rahmen dieser ‚Briefgespräche‘ antizipierten die Schreibenden natürlich auch das Informationsbedürfnis der Adressaten und Adressatinnen. Diese wollten nicht nur wissen, wie es ihren Freunden oder Familienmitgliedern in der Fremde erging, sie wollten natürlich auch etwas über diese Fremde erfahren – Japan galt im 19. Jahrhundert noch als so etwas wie die ‚Fremde par excellence‘ und auch heute, nach vielen Jahren des Austauschs und Lernens über die andere Kultur kann immer noch eine auffällige Präsenz der Begriffe *Fremde* und *Fremdheit* im öffentlichen Diskurs über Japan konstatiert werden (vgl. auch

Hijiya-Kirschner 1993, S. 9ff.). Diejenigen, die in die Fremde gingen, hatten eine Auskunftspflicht den Daheim-Geblienen gegenüber, deren Einhaltung durch präzise Fragen von verschiedenen Familienmitgliedern eingefordert, und die von den Schreibenden redlich erfüllt wurde:

„Sonntag in Tomioka d. 22.5.87 [...] Ich erinnere mich, lieber Carl, daß Du mich in Deinem letzten Briefe über den Charakter der japanischen Landschaft interpellierst. Ich habe ziemlich viel vom Land gesehen: großartige Scenerien, wie sie unsere Alpenländer aufweisen, fehlen.“ (Mosse, Albert [1887] 1995, S. 262)

Japan – Land und Leute – davon wollten die Daheim-Geblienen lesen, sie wollten teilhaben an der exklusiven Erfahrungssituation der Schreibenden, wollten mit deren Augen sehen und diese ‚selbsterlebten‘ Erfahrungen wiederum als solche im eigenen Umkreis weitergeben. Japan war durchaus präsent im öffentlichen Diskurs; es war *en vogue*. Neben der Rezeption japanischer Ästhetik im Bereich der bildenden Künste und der Literatur sowie zahlreichen Ausstellungen mit japanischer Kunst, erschienen einflußreiche Publikationen westlicher Autoren über Japan, die eine Wende im Bild des Westens über Japan markieren: Bestimmte Elemente der Kulturbeschreibung, die sich vorher noch im Fluß befanden, wurden festgeschrieben und behaupten ihre Gültigkeit teils bis heute. Aber nur wenige Menschen hatten die Möglichkeit einer persönlichen und unmittelbaren Erfahrung mit und in diesem Land, das eine wichtige Projektionsfläche für die exotistischen Sehnsüchte des Westens darstellte. Diejenigen, die eine solche Chance hatten, lebten in einer exklusiven Erfahrungssituation, die eine Mitteilungspflicht aber auch ein Mitteilungsbedürfnis hervorrief, weshalb Japan und die japanische Kultur natürlich einen gewichtigen Anteil des Inhaltes der Briefe ausmachte.

Wie schreiben nun die Briefeschreiber/innen über Japan, was wählen sie aus und vor welchem Hintergrund? Was erfahren die Adressaten und Adressatinnen eigentlich über ‚Japan‘ und was erfahren wir heute über das Japan des 19. Jahrhunderts, wenn wir diese Briefsammlungen, die ja eigentlich nicht für unsere Augen bestimmt sind,<sup>4</sup> zur Hand nehmen? In den privaten Briefen aus der Fremde bilden das ‚Ich‘ und das ‚Ich und Du‘ die Filter, durch die die Darstellung der anderen Kultur, hier Japan, läuft. Die Subjektivität der Schreibenden, ihre individuellen und kollektiven Wahrnehmungsweisen sowie ihre momentane Befindlichkeit (‚Ich‘) ist bestimmender und konstituierender

<sup>4</sup> Die Schreibenden haben stellenweise sehr explizit auf die Nicht-Öffentlichkeit ihres Schreibens hingewiesen und sehr deutlich zwischen privaten und öffentlichen Mitteilungen über Japan differenziert, nachzulesen ist dies etwa in einem Brief von Albert Mosse vom 21. Februar 1887 (vgl. Mosse, Albert [1887] 1995, S. 227 sowie Lina Mosse, ebd., S. 233f.).

Faktor. Für die Auswahl und die Art der Vermittlung ist darüber hinaus das ‚innere Bild‘ der Schreibenden von den jeweiligen konkreten Adressaten, die Schnittmenge der gemeinsamen Erfahrungen sowie die Art der Beziehung zwischen den Dialogpartnern (‚Ich und Du‘) entscheidend. Für die konkrete Versprachlichung der Wahrnehmungen und Erfahrungen ist außerdem der zeitgenössische Diskurs über Japan prägend: Versprachlichung und Verschriftlichung bedeutet nicht etwa authentische Wiedergabe individueller Erlebnisse und Erfahrungen, sondern die Um- und Ausgestaltung bereits bestehender sprachlicher Formen, Konventionen und Bilder (vgl. auch die ‚immanente Dialogizität des Wortes‘ bei Bachtin 1979, S. 169ff.)

Sowohl die ‚Fremde Japan‘ als auch die Kategorie der Fremdheit wird in den privaten Briefen also insbesondere in Bezug auf das ‚Ich‘ und das ‚Ich und Du‘ relevant, formuliert und konstruiert. So ist z. B. in der Beschreibung der Landschaft und der Sitten und Gebräuche die Analogie das am häufigsten gewählte Darstellungsmittel. Analogien erlauben es, sich auf einen gemeinsamen Erfahrungsschatz zu beziehen und Gemeinsamkeit herzustellen, indem gleiche oder ähnliche Assoziationen vorausgesetzt und hervorgerufen werden:

„Yokohama den 14. Mai 1886 Gott sei Dank nicht mehr an Bord. [...] Am 8. betraten wir zuerst japanischen Boden in dem schöngelagerten Kobe und machten unter Führung von Tsudzuki in Jinrikschas einen interessanten Ausflug, zunächst nach einem Wasserfall, der abgesehen von den Theehäusern und der sonstigen Staffage völlig Thüringer Charakter zeigte.“ (Mosse, Albert [1886] 1995, S. 104f.)

Offenbar wird hier bei den Adressaten nicht nur ein möglicher ‚Thüringer Charakter‘ von Landschaft als bekannt vorausgesetzt; auch die ‚sonstige Staffage‘, also die als typisch japanisch geltenden Elemente der Kulturbeschreibung, muß nicht weiter angeführt werden. Das Stichwort ‚Theehäuser‘ scheint ausreichend, um die weiteren Assoziationen zu wecken, die wohl aus dem zeitgenössischen (literarischen) Diskurs über Japan gespeist werden. Vergleiche haben eine wichtige Funktion, insbesondere bei alltäglichen Verstehens- und Einordnungsprozessen.<sup>5</sup> Vielfach stellt sich erst dann subjektiv das Gefühl ein, etwas ‚verstanden‘ zu haben, wenn ein befriedigender Vergleich gefunden wurde. So schreibt Ōgai Mori nach einem Besuch des Oktoberfestes in München: „Es ist fast genauso, wie früher bei uns auf dem Feuerwehrplatz in Kanda. Etwas besonderes wäre vielleicht noch, daß nackte Frauen, sogenannte

<sup>5</sup> Auf die kritische Diskussion der Analogiebildung im Rahmen der Interkulturellen Hermeneutik kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Nixen, zu sehen waren, obwohl das wiederum auch nichts anderes als unsere Kappa-Schau war.“ (Mori [1886] 1992, S. 161f.).

Neben gemeinsam ‚erlebten‘ Erfahrungen bilden auch ‚erlesene‘ Erfahrungen, also die Lektüre über Japan, mit der sich die Briefeschreibenden offenbar auf ihren Aufenthalt vorbereitet haben, einen Erfahrungsschatz, den sie mit den Daheim-Gebliebenen teilen konnten und auf den sie sich immer wieder beziehen: „Mama ängstigt sich wegen der vielen Flöhe, die’s in Japan nach den Schilderungen in den unbeaten tracks der Bird geben soll. Das ist nur im Inneren so schlimm; in Tokio beschränken sie sich auf den Hochsommer u. ein erlaubtes Maß;“ (Michaelis [1886] 2001, S. 142) Georg Michaelis bezieht sich hier auf die Reiseschriftstellerin Isabella Bird (1831-1904), deren Reiseschilderung *Unbeaten Tracks in Japan* in zwei Bänden 1882 in Jena erschien und, neben anderen, zu den konventionalisierten Lektüren über Japan gehörte. Zumeist glichen die Schreibenden die in der Heimat vorbereitend erlesenen Vorstellungsbilder an Ort und Stelle mit der sich ihnen präsentierenden Wirklichkeit ab. Sie stellten also die Buchautorität der Autorität und der Authentizität der konkreten Erfahrung gegenüber. Das Ergebnis dieses Vergleiches wurde wiederum den Daheim-Gebliebenen - mit nun ganz eigener Autorität - mitgeteilt:

„Hübners Spaziergang um die Welt habe ich jetzt, wenigstens den Band über Japan, auch gelesen. Es ist sehr nett geschrieben und wohl alles damals ganz richtig, aber doch gerade hier in Tokio ist vieles anders geworden.“ (Schultze, Emma [1878] 1980, S. 86f.)

„Im Allgemeinen hatten wir’s uns aber doch schlimmer gedacht, als es war. Der deutsche Professor Rein, ein nüchterner, wahrheitsliebender Reisender, schilderte seine Gefühle u. Beobachtungen viel gewaltiger. Als er da war, erzitterte der Boden u. es hat ihm geschienen, als wolle es unter seinen Füßen weichen u. ihn mit hineinreißen in den schauerlichen Abgrund, dem der Höllenlärm entstieg. Er schreibt: ‚Die Eindrücke sind so gewaltige, das Gemüth tief erschütternde, daß auch der furchtloseste Mensch von Bangen und Schauer ergriffen wird.‘ So schlimm war’s nicht; wir haben immer darauf gewartet, ob uns nicht Bangen und Schauer ergreifen würde; es war aber nicht der Fall u. wir kamen schließlich zu dem Resultat, daß es entweder damals schlimmer gewesen sein mußte, oder daß wir doch noch furchtloser waren, als Professor Rein.“ (Michaelis [1887] 2001, S. 386f.)

## Abgrenzungen

Die in den Briefen vielfach ablesbare deutliche Polarisierung des ‚Eigenen‘ und des ‚Fremden‘ hängt, wie bereits angedeutet, nicht zuletzt mit den Funktionen des Schreibens aus der Fremde sowie mit der Lebenssituation der Schreibenden in einem bestimmten historischen Kontext zusammen. Die Deutschen in Japan bewegten sich in diesen Jahren innerhalb der Familie sowie der deutschen Kolonie in einem Umfeld, das durch Zusammenkünfte, Brauchtum und Feste eine stabile deutsche - nationalkulturelle - Identität konstruierte und bestätigte. Außerhalb dieser jedoch existierte eine andere Lebenswelt, mit einer deutlich anderen Auffassung von Normalität und mit anderen Sitten und Gebräuchen. Die Wahrnehmung der als fremd empfundenen Physiognomie und des anderen Verhaltens war viel eindrücklicher als im Zeitalter der sogenannten Globalisierung und der Massenmedien; kurios und fremdartig muteten die Menschen und ihre Handlungen an. Direkte Begegnungen mit Japanern und Japanerinnen beschränkten sich auf Dienstboten oder Händler, offizielle Vertreter der Regierung und Kollegen sowie Schüler. Diese Überschneidungen der Lebenswelten führten nicht selten zu interessanten interkulturellen Verstörungen, die den Menschen daheim anekdotisch zum Zwecke der Unterhaltung mitgeteilt wurden:

„Neulich kamen gegen Abend fünf von den japanischen Lehrern der Schule zu mir, um sich mein Haus anzusehen. Ich setzte ihnen Tee und Bier vor u. gab ihnen zu rauchen. Eine derartige Situation ist für einen Neuling eine schwierige[re = Anm. d. Hrsg.] Situation, als Ihr Euch denken könnt. Die Japaner haben die schreckliche Gewohnheit, daß sie den Beifall zu einer Speise oder einem Getränk, das ihnen vorgesetzt wird, nicht durch Worte, sondern durch möglichst lautes Rülpsen kund geben. Ich hatte bisher davon keine Ahnung u. fiel fast vom Stuhl, als Herr Kimura den Reigen mit einem Riesen-Rülps eröffnete; als aber die Andern, wie in eine ganz selbstverständliche Musik, einfielen, kam ich auf den Gedanken, daß dies eine Sitte, wenn auch eine schreckliche sei u. wurde auf meine spätere Frage bei Hering’s unter weidlichem Gelächter darüber belehrt. Es ist dies der Hauptgrund, daß man uneuropäisierte Japaner nicht mit Deutschen gleichzeitig einlädt.“ (Michaelis [1885] 2001, S. 104)

Von den Japanern, mit denen die deutschen Gäste im Land in Kontakt standen, wurde unhinterfragt eine Anpassung an europäische Sitten erwartet, ansonsten kam es zu einer Trennung der Lebenswelten. Die Hierarchisierung der Kulturen und Lebenswelten wurde weder als Ganzes noch in der konstruierten ‚Ordnung‘ in Frage gestellt.

Abschließend soll noch einmal kurz dem Blick der Briefeschreibenden auf die Angehörigen der japanischen Kultur, nachgegangen werden. Der Blick auf die Menschen, mit denen die Schreibenden nicht in direktem Kontakt standen, ist geprägt von Distanz und Distanzlosigkeit gleichermaßen. Der andere wird mit Neugier betrachtet und das Ergebnis dieser Betrachtung wird den Lesenden Zuhause ausführlich mitgeteilt. Die Haltung erinnert dabei an die eines Besuchers einer Weltausstellung, wie sie 1851 zum ersten Mal stattfand: Sicher aufgehoben in der eigenen Lebenswelt und Kultur, im Bewußtsein der eigenen Überlegenheit wird wie in einer Menagerie das Andere betrachtet – das Eigene bleibt davon gänzlich unberührt. Eine unvertraute Normalität verwandelt sich in der Betrachtung und in der sich anschließenden Verschriftlichung in eine Kuriosität:

„Die Menschen sind allerdings kurios; ihre linkischen Bewegungen, ihr stelzenhafter Gang auf den hohen Holzschuhen, die riesenhaften Regenschirme aus Bambus u. Stroh, die engen Gewänder der Damen, die übertriebenen Komplimente bei der Begrüßung, selbst in den niedrigsten Ständen, bei denen die Hauptfeinheit darin besteht, einen bei uns wenig geachteten Theil des Körpers möglichst hoch in die Luft zu strecken, kurz, qui mal y pense!“ (Michaelis [1885] 2001, S. 116)

Allerdings sind auch die Europäer in Japan „Sehenswürdigkeiten“ und somit ist der Blick durchaus von gegenseitiger Befremdung und Staunen geprägt:

„Wir müssen auf unserm Schulwege täglich über einen Platz, Kudan, der [...] eine Sehenswürdigkeit für die provinzialen Japaner ist. Neuerdings sind wir diesen Merkwürdigkeiten angereicht. Die Fremdenführer wissen genau, wann wir kommen u. zeigen uns dann den erstaunten Bewohnern aus dem Inneren als ‚seono sensei‘, d. h. ‚westliche Schriftgelehrte‘. Namentlich Felix, der fast weißblond ist, daneben auch Schweigert, mit seinem rothen Vollbart sind ihnen interessant. Ich zeige weniger Abnormalitäten für sie. Ich wünschte aber doch, ich wäre bald wieder in einem Lande, in dem ich nicht eine Sehenswürdigkeit wäre!“ (Michaelis [1888] 2001, S. 460f.)

Dennoch: Trotz der in den einzelnen Briefen immer wieder anklingenden Distanz zu Japan, trotz der Befremdung und Fremdstellung spiegeln die Briefe doch auch immer wieder Wertschätzung und im Laufe der Jahre auch so etwas wie eine Beziehung zwischen den Schreibenden und der sie umgebenden anderen Lebenswelt. In einem Brief Lina Mosses klingt an, dass Japan aus der zeitlichen Distanz für sie wieder zu einem persönlichen Sehnsuchtsraum werden kann, dessen Ausstattung sich zusammensetzt aus eigenen Erinnerungen, die sie

anhand ihrer brieflichen Chronik auffrischen kann, vermengt mit dem Inventar des zeitgenössischen öffentlichen Diskurses:

„Tokio d. 15.10.88. [...] Und eine glückliche Zeit ist es gewesen, die wir hier draußen durchlebt haben, trotz der mannigfachen Entbehrungen; und so unbeschreiblich ich mich nach Haus ersehne, so weiß ich doch heut schon, daß so mancher Tag kommen wird, der uns ein gewisses Heimweh nach hier bringen wird. Ja Japan ist trotz all seiner Mängel doch ein Zauberland.“ (Mosse, Lina [1888] 1995, S. 393)

Eingangs wurden einige Motive und Interessen angesprochen, mit denen man sich heute der Lektüre oder der Auswertung privater Briefe zuwenden kann, die Männer und Frauen vor rund 120 Jahren aus Japan nach Deutschland geschrieben haben. Ich hoffe, daß insbesondere die Neugierde auf diese Texte durch die – aufgrund des begrenzten Raumes leider nur sparsam eingestreuten – Zitate geweckt werden konnte; es handelt sich um lesenswerte Zeugnisse, die mit viel Vergnügen rezipiert werden können. Ich hoffe jedoch auch gezeigt zu haben, daß es bei der Auswertung der Briefe als ‚Quellen‘ unerlässlich ist, die Entstehungsbedingungen und insbesondere die Textsorte mit zu reflektieren. Es muß bedacht werden, daß das Schreiben über Japan und das Schreiben über die eigenen Lebensbedingungen, Erlebnisse, Erfahrungen und Befindlichkeiten geprägt ist durch die spezifische Kommunikationssituation im Rahmen der Textsorte ‚Brief‘ in einer bestimmten historischen Situation. Medien geben die Bedingungen des Aussagens vor und so erfahren wir aus den Briefen auch nicht etwas über ‚die Wirklichkeit‘ (in) der anderen Kultur. Wir erfahren zuallererst etwas über die Schreibenden und über das Medium Brief. Vielleicht ermutigt uns das auch dazu, selber einmal wieder einen Brief zu schreiben, der etwas ganz anderes von uns verlangt, als eine E-Mail.

**Literatur:**Quellen:

- BECKER, Bert (Hrsg.): *Georg Michaelis. Ein preußischer Jurist im Japan der Meiji-Zeit. Briefe, Tagebuchnotizen, Dokumente 1885-1889*. München 2001 (= Publikation der OAG Tōkyō)
- DAUTHENDEY, Max: *Die acht Gesichter am Bivasee* [1911]. Frankfurt a. M.; Berlin 1987.
- DAUTHENDEY, Max: *Die geflügelte Erde. Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere*. München 1910.
- DAUTHENDEY, Max: *Mich ruft Dein Bild. Briefe an seine Frau*. München 1930.
- HESEKIEL, Toska (Hrsg.): *Ein deutscher Chirurg und seine Frau in Japan vor 100 Jahren. Briefe von Dr. Wilhelm Schultze und seiner Frau Emma geb. Wegschneider an die Eltern Dr. Wegschneider in Berlin aus Japan 1878-1881*. Lübeck 1980.
- HÜBNER, Joseph Alexander Freiherr von: *Ein Spaziergang um die Welt*. 3 Teile: 1. Teil: Amerika. 2. Teil: Japan. 3. Teil: China. Leipzig 1875<sup>2</sup>.
- KELLERMANN, Bernhard: *Ein Spaziergang in Japan*. Berlin 1910 (zugrundegelegte Ausgabe: 1922).
- MORI Ōgai: *Deutschlandtagebuch 1884-1888*. Hrsg. und aus d. Japanischen übersetzt v. Heike Schöche. Tübingen 1992.
- MOSSE, Albert und Lina: *Fast wie mein eigen Vaterland. Briefe aus Japan 1886-1889*. Hrsg. v. ISHII Shirō; LOKOWANDT, Ernst; SAKAI Yūkichi. München 1995. (= Publikation der OAG Tōkyō).
- REIN, Johannes Justus: *Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der Königlich Preussischen Regierung dargestellt*. 2 Bde. Leipzig 1881/1886. Zu Rein vgl. auch OAG NOTIZEN 03/2002.

Sekundärliteratur:

- BACHTIN, Michail M.: *Die Ästhetik des Wortes*. Hrsg. v. Rainer Gröbel. Frankfurt am Main 1979 (= edition suhrkamp; Bd. 967).
- BAUMANN, Gerhart: „Mitteilung und Selbstzeugnis – Gedanken zu Briefen.“ In: *Universitas*. H. 35 (1980), S. 713-722.
- GEERTY, Clifford: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M. 1999<sup>6</sup> (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; Bd. 696).
- HIJIYA-KIRSCHNEREIT, Irmela: „Japonia Insula – Die verspiegelte Fremde“. In: *Japan und Europa: 1543-1929. Essays*. Berlin 1993, S. 9-18.
- NICKISCH, Reinhard M. G.: *Brief*. Stuttgart 1991 (= Sammlung Metzler; Bd. 260).

**Dr. Uta Schaffers** (\* 1966). 1985-1991 Studium der Sonderpädagogik. 1996 Promotion an der Universität zu Köln im Bereich Literaturwissenschaft / Literaturdidaktik (Titel der Promotionsschrift: *Auf überlebtes Elend blick ich nieder. Anna Louisa Karsch - Literarisierung eines Lebens in Selbst- und Fremdzeugnissen*). 1997 bis 1998 Gastforscherin am Institut für Deutsche Sprache und Literatur an der Philosophischen Fakultät der Keiō-Universität in Tōkyō. Seit Oktober 1998 Wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl von Univ.-Professor Dr. Erich Schön (*Deutsche Literatur und ihre Didaktik*) am Seminar für Deutsche Sprache und ihre Didaktik der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Arbeitstitel des Habilitationsvorhabens: *Konstruktionen der Fremde: Erfahren, verschriftlicht und erlesen am Beispiel von Texten über die ‚Fremde Japan‘*. Weitere Forschungsschwerpunkte: Interkulturelle Hermeneutik, Interkulturelle Literaturdidaktik, Lese(r)forschung.